

dtv

»Brauche ich Lehrer für Deutsch. Bitte anrufen mir.«

Sergey, früher Jockey in Russland, jetzt Stallbursche in Oberbayern, will sein neues Leben anpacken und ein Rennpferd kaufen. Dafür braucht er »nur ein paar mehr Wörter«, die sie ihm beibringen soll: Salli Sturm, leidenschaftliche Sprachlehrerin mit hohem Anspruch an ihre Schüler und sich selbst. So will sie auch ein Wunder an ihrem neuen Privatschüler Sergey vollbringen. Zwei Leben prallen aufeinander, die unterschiedlicher kaum sein könnten, zwei Menschen lernen sich kennen, die nicht (mehr) mit der Liebe gerechnet haben.

Angelika Jodl unterrichtet Studenten aus aller Welt in Deutsch. Außerdem schreibt sie Geschichten, hält Vorträge zur deutschen Sprache und reitet ein ausgemustertes Rennpferd. Sie lebt mit Mann, Sohn, Hund und Katzen in München. Mehr über die Autorin, die deutsche Grammatik und Rennpferde auf: www.angelika-jodl.de

Angelika Jodl

Die
Grammatik
der Rennpferde

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



Ungekürzte Ausgabe 2017
© 2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Dieses Werk wurde durch die Literaturagentur Beate Riess vermittelt.
Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21708-8

Deutschlehrer mit und ohne Rotstift gibt es in der Wirklichkeit; ebenso Rennpferde, ihre Fahrer, Züchter und Pfleger. Mir standen beide Welten offen, ein paar Details daraus konnte ich für diesen Roman benützen. Die Geschichte selbst jedoch sowie alle Figuren sind Erfindung.

Meinen Studenten

SERGEY

Die Pferde haben aufgehört zu grasen. Mit gespitzten Ohren schauen sie zu dem kleinen Mann, der über die Felder daherkommt und jetzt in Richtung der Ställe geht. Unauffällig wirkt er, farblos wie die Büsche am Koppelzaun. Erst aus der Nähe wird sein breiter Brustkasten sichtbar.

Im Stall vor der Rennbahn ist es ruhig. Zwei Reihen Pferdeboxen, ein Duschplatz, über der Tür ein Monitor, eine schräge Bahn Sonnenlicht, in der Staubpartikel tanzen. Der Mann kennt das. Alle Rennställe der Welt gleichen sich.

Nur in einer Box stampft ein Huf auf den Beton. Er geht heran und schaut durch die Gitterstäbe. Das Pferd in der Box erstarrt. Es ist eine Stute, braun, ohne Abzeichen, zierlich, relativ hoch gebaut. Breite Brust, viel Platz für die Lungen. Sie erinnert ihn an den Hengst, mit dem er so viele Rennen gewonnen hat und den er zurücklassen musste. Die Stute hat Angst, so wie sie den Schweif einklemmt und das Weiße im Auge zeigt.

Er tastet in der Tasche seines Anoraks, findet ein Stückchen Silberpapier, Reste einer Kaugummiverpackung, und öffnet sachte die Boxentür. Vier Pferdebeine staksen rückwärts zur Wand. Der kleine Mann zwirbelt das Stanniol zwischen seinen Fingern. Er spürt, wie die Stute wittert, macht eine Pause, dann lässt er das Papierchen wieder knistern und glänzen. Die Stute spitzt die Ohren, zuckt wieder zurück. Geduldig lockt er sie weiter. Jetzt kann sie nicht mehr widerstehen und macht den Hals lang. Schon steht er neben ihr, tätschelt ihr die

Flanke. Die Finger der rechten Hand prüfen die Ganaschenweite, dann schmeicheln sie sich über ihre grauen Lefzen, die Stute klappt das Maul auf. Schiefhalsig und schielend zeigt sie die Innenfläche ihrer Zähne.

Als sich die Stalltür öffnet, hat der kleine Mann die Box schon wieder verlassen und steht auf der betonierten Gasse, als wäre er ein verirrter Gast. »Servus«, sagt er zu den zwei ein tretenden Männern, von denen einer einen Sulky schiebt.

»Sssvas.«

Der kleine Mann sammelt sich. »Du!«, sagt er zu dem Sulkyschieber.

»Was?«

»Ich Pferdmann.«

Keine Reaktion.

»Such Arbeit. Gibt da?«

Der Angesprochene schüttelt den Kopf und erwidert die Frage mit einem langen, lautreichen Wort. »Kammadnsscho-voSibiriendaheaweganaarbat.«

Den Lautwurm hat der kleine Mann nicht verstanden, das Kopfschütteln schon. Aus der Ruhe bringt es ihn nicht. Er zeigt auf die Stute. »Was is mit sie?«

»Isscho vorbei. De kummt weg.«

»Kamma kaufen?«

Die letzte Frage bringt Leben in den Begleiter des Sulkyschiebers. Er hebt den weißstoppeligen Kopf, formt die Fingerspitzen seiner rechten Hand zur Krallen und hält sie dem kleinen Mann ruckartig vor das Gesicht. »Sie wollen kaufen? Pferd kaufen? Dann Sie brauchen Züchter. Züch-ter. Sie verstehen? Ich kennen gute Züchter!« Die Krallen schnellte von unten nach oben, bei jeder Silbe wird die Stimme lauter. »Sie kommen mit mir, ich zeige Ihnen Züchter.«

Ein Gangster ist das nicht. Aber jemand, der Geld will. Der kleine Mann begreift, dass er einen Fehler gemacht hat. Er wird

sondieren müssen und verhandeln. Er braucht ein paar Wörter mehr.

Eins hat er gerade gelernt. »Züchter«, wiederholt er. »Dank schön. Servus.«

I. Geschmacksfragen

*Der Versuch, ein streng logisch gegliedertes System
in den Wortarten aufzustellen, ist überhaupt undurchführbar.*

Hermann Paul, »Prinzipien der Sprachgeschichte«, 1920

HANDTASCHE ÜBER DER Schulter, einen Stapel Übungsblätter in der Hand, den Schreck von eben noch im Knochenmark hetzt Salli über den gebohnerten Flur des Instituts. Vor ihrem Klassenzimmer verharret sie, streicht sich eine verirrte grauschwarze Haarsträhne hinter das Ohr, legt die Hand auf die Türklinke. Und jetzt einfach da hinein wie gestern und all die Tage davor? Im Moment könnte sie nicht einmal sagen, woraus genau ein Hauptsatz besteht, in ihrem Kopf herrscht eine Art Konfettiwirbel, aus dem einzelne Namen hervorblitzen, albern und unzusammenhängend wie Braunbär Bruno und Doktor Donnerstag. Es kommt Salli länger vor, in Wahrheit steht sie nur ein paar Sekunden vor dieser Tür – mehr braucht es nicht, bis gute Erziehung und die Gewohnheit vieler Jahre Nerv und Muskeln wieder kontrollieren, sie drückt die Klinke nach unten, die Tür geht auf.

Vierundzwanzig junge Leute aus Asien, Europa und den beiden Amerikas sitzen da und lächeln sie an, zutraulich, erwartungsvoll, bereit für ihre tägliche Dosis Deutsch. Langsam weicht der Druck von Salli. Von ihren Studenten hat sie schließlich noch keiner nach so etwas wie einem Titel gefragt; hier, im Klassenzimmer, kann sie den dummen Zettel ver-

gessen, der heute in ihrem Fach lag, sie atmet aus, wird wieder, wer sie immer war: die Lehrerin Salli Sturm; zweiundfünfzig; unverheiratet und alleinstehend – wenn man absehen will von einer langjährig guten Beziehung zur deutschen Grammatik.

»So, meine Lieben!«, sagt sie. »Wie sieht es aus mit den Hausaufgaben? Magst du vorlesen, Josette?« Dabei nickt sie der jungen Frau in der zweiten Reihe zu. Alles ist, wie es immer war, Salli tut ihren Job.

Josette erhebt sich mit ihrem Heft, eine Brasilianerin mit dunkler Haut und herrlichem Kraushaar von der Struktur eines Scotch-Brite-Schwamms. Sie räuspert sich. »Mein Traum-beruf.« Nochmaliges Räuspern. Dann beginnt sie: »Ich interessiere mich für das Berg. Deshalb ...«

»Berg«, unterbricht sie Salli. »Der, die oder das?«

»Die Berg?« In Josettes Blick schimmert der Zweifel.

Ein Finger schnellte nach oben. »Der Berg«, erklärt Jing, Studentin aus Beijing. »Aber wa-lum?« Jing ist ein As in Grammatik; stabil wie Stahlbrücken stehen ihre Sätze, jede Wortendung fräst sie sauber aus. Schriftlich. Beim Sprechen holen sie die Dämonen ihrer Muttersprache ein.

Der Berg. Ja, warum?

In dem holzgetäfelten Raum sitzen angehende Juristen, Astrophysiker, Opernsängerinnen, Ingenieure; es sind außergewöhnlich kluge junge Menschen, fleißig, höflich und nicht selten bieten sie einen angenehmen Anblick. Jetzt schauen sie ihre Lehrerin alle an wie ausgesetzte Kleinkinder.

Salli spürt, wie ihr Puls schneller geht. Fragen zum Satzbau, zur Herkunft von Wörtern, zum schillernden Gehalt ihrer möglichen Bedeutungen und Assoziationen wirken auf sie wie bei anderen Menschen vielleicht Schokolade, sie versorgen sie mit einer Art linguistischer Endorphine. In diesem Zustand ist ihr Geist endgültig zu beschäftigt, um noch weiter über ihr ältestes Ärgernis zu grübeln.

Und nun tauchen vor Sallis innerem Auge auch noch ihre Assistenten auf, ein Rudel schöner, wilder Tiere. Die Tiere sind sichtbar nur in ihrer Phantasie und stellen ihre höchstpersönliche Einordnung der Wortarten dar: Nomen als majestätisch große Elefanten, die Ketten bilden können, Rüssel an Schwanz (wie beim *Datenerhebungsfragebogen*); paradiesvogelartige Adjektive, die ihnen vorausflattern (*dringend, aktuell*); Verben in Gestalt beweglicher Raubkatzen, viele von ihnen heiß darauf, sich auf ein wehrloses Objekt zu stürzen (wir *beißen, zerfetzen, verschmähen* dich), und die Präpositionen – reizende runde Igelchen, scheinbar harmlos und dennoch mit einer unerhörten Macht begabt: die Elefanten jedenfalls lassen sich brav (*ohne* jeden Mucks) von ihnen in einen interessanten Kasus pieksen.

Die Studenten warten gespannt. Auch wenn sie die Tiere um sie herum nicht sehen können, wissen sie, dass gleich eine Art Zirkusvorstellung beginnt.

»Also – warum ist der Tisch *der Tisch*?«, fragt Salli und bückt sich, als wollte sie nachsehen unter der Platte aus Pressspanholz. Nein, da hängen keine hölzernen Geschlechtsteile. Ein paar Studenten fangen an zu kichern.

»Warum ist der Berg maskulin?«, wiederholt sie die Frage. Sie macht eine kleine Pause, dann dreht sie die Handflächen nach außen. »Ich weiß es nicht!«, gesteht sie mit Unschuldsmiene.

Die Studenten lachen.

»Manchmal gibt es keine Regeln«, sagt Salli und an Josette gewandt: »Nimm den Plural. Ich interessiere mich für ...?«

»Die Berg-en?«

Statt einer Antwort geht Salli zur Tafel und schreibt:

der Hund – die Hunde

der Berg – die Berge

»Ich interessiere mich für die Berge«, liest Josette erleich-

tert weiter. »Deshalb möchte ich Geologin werden. Aber ich fürchte mich ... von Gewitter ... für Gewitter ...?«

Mit zwei raschen Schritten ist Salli direkt vor Josette getreten. »Wo stehe ich? Vor dir, hinter dir, neben dir?«

»Vor mir.«

»Jawohl. Und jetzt ...« Salli hebt die Schultern, bläst ihre Backen auf und rollt drohend mit den Augen – eine böse Teufelin – »jetzt fürchtest du dich ... ?«

»...*vor* dir«, quiekt Josette, halb schauernd, halb entzückt, »ich fürchte mich *vor* dem Gewitter ...«

Wieder hat Jing den Finger oben: »Ich habe einen Fehler gefunden. Auf einem Schild: *Warnung vor dem Hunde!* Wa-lum heißt es nicht *vor den Hunden*? *Hunde* ist doch Pu-lulal!« Sie deutet auf Sallis Tafelbild, ein bisschen schwitzt sie vor Stolz.

Salli überlegt. Was Jing anspricht, ist ein Kapitel, das tief in die Sprachgeschichte zurückreicht. Ihren Unterrichtsplan würde es außerdem durcheinanderbringen. Aber dass Jing (und mit ihr die ganze Klasse) diesen Holzweg einschlägt, kann sie nicht zulassen. »Nein«, sagt sie, »das ist kein Plural. Heute zeigen uns die Artikel die Fälle an, früher mussten die Nomen die Grammatikarbeit alleine machen. Ein *-e* am Ende war ein Signal für den Dativ. Heute ist das *e* nur noch in einigen Worten ...« – sie überlegt kurz, ob sie die Vokabel »versteinert« verwenden soll und verwirft den Gedanken wieder – »... noch da: *nach Hause* – das kennen wir, ja? Oder heißt es *nach Haus*? Was ist richtig?«

Vierundzwanzig Augenpaare. Zwei Dutzend Gläubige.

»Beides. Das eine ist neu, das andere der alte Dativ.«

Das Wort *richtig* hat Signalwirkung auf die Studenten. Sie zücken ihre Stifte und notieren die wertvolle Nachricht.

»Hast du auch ein Traumberuf?«, fragt Josette Salli, während sie sich wieder setzt.

In solchen Momenten schämt sich Salli. Wie alle ihre

Studenten geht Josette davon aus, dass Salli in ihrem Beruf überglücklich ist. Und das ist sie ja auch. Trotzdem fehlt etwas. Wenn Salli »Traumberuf« hört, dann stellt sie sich flüsterstille Bibliotheken vor, in denen sie zwischen Gelehrten sitzt, Bücher studierend und verfassend; Bücher, aus denen wieder zitiert wird von großen Linguisten; sie stellt sich Tagungen in Rom und Reykjavik vor; immer ist sie dabei umgeben von geistvollen, gütigen Männern und Frauen, denen die Sprache genauso am Herzen liegt wie ihr. Aber das sagt sie natürlich nicht. Sondern gibt ihre übliche Antwort: »Die Arbeit mit euch – das ist mein Traumberuf.«

»Das merken wir«, erklärt Josette strahlend und völlig fehlerfrei.

Salli lächelt zurück, während sie Übungsblätter zur Satz-bildung austeilte. Immerhin hatte sie eine Antwort parat. Nächste Woche heißt das Aufsatzthema *Traumpartner*. Wenn da einer auf die Idee käme, sie nach ihrem *Traummann* zu fragen ... Doch Salli kann davon ausgehen, dass ihre Schüler für eine so heikle Frage zu taktvoll sind.

Die Studenten beugen sich über ihre Aufgaben (*Ich liebe – dich oder dir? Ich gratuliere – Sie oder Ihnen?*), während Salli durch die Reihen geht, hier ein falsches Genus verbessert, dort einen Artikel einfügen hilft. Neben ihr schleichen die Ozelote und Panther durch den Raum, lautlos, mit peitschenden Schweifen, Salli scheint es, als könne sie ihren Fleischfresser-atem riechen.

Vor dreißig Jahren hat Salli Germanistik studiert. Sie hat das Nibelungenlied im mittelhochdeutschen Original gelesen, Goethes »Wahlverwandschaften« und Brechts »Mackie Messer« interpretiert. Als sie viel später dann begann, Deutsch als Fremdsprache zu unterrichten, musste sie feststellen, dass nichts davon ihr half, die komplizierte deutsche Grammatik an Menschen weiterzugeben, deren Sprache kein *der, die, das*

kennt, die Satzkonstruktionen gewohnt sind wie *Ich nicht das verstehe* und sich Vergangenheit und Zukunft anders zusammenreimen, als die deutsche Sprache das tut. Nächstelang saß sie damals über Lehrbüchern und Kompendien.

Bis ihr auf einmal – magischer Moment! – im Schein ihrer grünen Leselampe die Wortart-Tiere erschienen. Auch Bären waren da noch vertreten, doch sie blieben ihr nicht lange, denn zu jener Zeit überstürzten sich plötzlich die Ereignisse: Ein echter Braunbär namens Bruno wurde gesucht in Bayern und Österreich; Professor Sturm, Lehrstuhlinhaber für Forstwissenschaft, Sallis Vater und Zentrum in ihrem Leben, regte sich auf. Er war daran gewöhnt, dass man auf seine Stimme hörte, er telefonierte mit dem Vorsitzenden des Landesjagdverbandes, mit der Sekretärin vom Bund für Naturschutz, mit dem Dekan der Veterinärmedizinischen Fakultät.

Nichts davon nützte etwas. Bruno, der Bär, wurde erschossen am Spitzingsee, Enzo Sturm erlitt einen Herzinfarkt und starb gleich darauf. Salli begrub ihren Vater, verkaufte sein Haus im Bayerischen Wald, sie vertrieb die Bären für immer aus ihrer Menagerie und ersetzte sie durch Elefanten.

»Gut«, sagt Salli nach einer mit Dativ und Akkusativ gefüllten Stunde, »nach der Pause geht es weiter mit ... ja, bitte?« Diego Rojas, ein Student aus Peru, der den Unterricht meist passiv und mit Leidensmiene hinnimmt, hat sich gemeldet.

»Die Liebe ...«

Ein Gongschlag kündigt die Pause an. Als würde ihnen nach jahrelangem Kerker die Tür in die Freiheit geöffnet, lassen die Studenten die Stifte fallen.

»Ja, Diego?«

»Sie ha gesagt ... gesagt ... ehm ... *e* an Ende ... is Dativ ...«

Salli ignoriert die falsche Anredeform. »Ja?«

»Ich woll ... wolle fragen: Is Liebe immer in Dativ?«

Warnung vor dem Hunde!, denkt Salli schuldbewusst. Wenn sie Jings Frage abgewürgt hätte, wäre dieser Wildwuchs in Diegos Kopf nicht entstanden. Nun wirbeln darin unverstandene grammatikalische Kategorien und harmlose Endungen wild durcheinander, und sein Halt ist ein neu entstandener Glaube an einen ewigen, grundsätzlichen Dativ für Nomen mit der Endung *e*.

Salli wirft einen Blick auf die Wanduhr, die Pause hat vor zwei Minuten begonnen. Die meisten Studenten haben sich halb von den Sitzen erhoben und flehen sie mit Blicken an. Wie Sprinter vor dem Lauf, die auf den Startschuss lauern.

Auf ihr Nicken hin setzt der Exodus ein. Mit dem Handy am Ohr drängen sie zum Ausgang, vielsprachiges Plappern hebt an, alle drängt es zum Kaffeeautomaten und in den Hof, wo die Sonne scheint, wo man rauchen kann. Salli denkt an Anselm Donnerstag, der jetzt mit Kaffee im Lehrerzimmer auf sie wartet. Gut, sie hat noch das Mittagessen mit ihm. Bei einem Vietnamesen, von dem er sehr überzeugt ist. Und eine Stunde wird genügen, um ihm von dem Vorhaben zu erzählen, das seit Tagen in ihr brennt. Im Dozentenzimmer zwischen all den Kollegen möchte sie ohnehin nicht darüber sprechen. Sie verdrängt alle weiteren Gedanken an Kaffee, Kuchen, Anselm, geht zu Diegos Bank und setzt sich neben ihn.

»Ich erkläre es dir.«

Nicht alle Studenten haben den Raum verlassen. Jing ist noch da und zieht sofort an die andere Seite der Lehrerin. Neben sie drückt sich Seung-Uk in die Reihe, ein Koreaner, der im Unterricht nur auf Aufforderung spricht. Er hat ein Heft mitgebracht, Salli sieht die Fragezeichen auf dem Papier leuchten.

»Na? Was sagst du?«, erkundigt sich Anselm. »Ist das authentisch?« Ein kleiner Triumph bebt in seiner Stimme.

Salli lässt den Blick durch den Raum schweifen. An den Wänden Bambusfächer und schön gerahmte Fotos mit radelnden Vietnamesinnen; auf den Tischen Wassergläser, aus denen Madonnenlilien ragen, blass und poetisch. Salli weiß, wie wichtig Stilfragen für Anselm sind. Guter Geschmack besitzt für ihn einen Stellenwert, den in früheren Zeiten vielleicht die Religion innehatte.

Na ja, ganz in Ordnung, denkt sie. »Wunderbar!«, sagt sie, »es ist ...«

»Nicht wahr?«, strahlt Anselm, »finde ich auch.«

In Wirklichkeit ist es Salli gleichgültig, wo sie ihren Lunch einnimmt, solange ihr dieser Kollege gegenübersteht. Es ist lange her, dass der Anblick eines Mannes sie so vollkommen eingenommen hat. Volles Haar, sportliche Kinnlade, schmale Nase. Strahlend wirkt er, wie ein gut ausgeschlafener Erzengel. Und wie er sich kleidet: Jeans, schlichtes, dunkles Shirt, ein kleiner goldener Siegelring – perfekt. Der edlen Verpackung entsprechen ein Kopf voller Bildung und eine glänzende Laufbahn als Akademiker: Das halbe Leben lang war Dr. Anselm Donnerstag als DAAD-Lektor an den interessantesten Unis der Welt: Rom, Sidney, Tokio. Vor neun Monaten ist er nach Deutschland und an seine alte Wirkungsstätte, Sallis Institut, zurückgekehrt, was in dem stark frauenlastigen Kollegium zu einiger Aufregung geführt hat.

Anselm ist fünfzig, gerade mal zwei Jahre jünger als Salli. Und als hätte eine gute Fee ihn mit ihrem Zauberstab berührt, scheint aktuell keine Frau an seiner Seite zu sein. Wie das? Salli weiß es nicht. Aber warum *der Berg* maskulin ist, weiß man ja auch nicht.

Eines allerdings weiß sie: Für das Vorhaben, das ihr seit Wochen durch den Kopf geht, ist Anselm der richtige Mann.